

Am Anfang war es nur eine Audio-Datei. Über ein Hör-File, einen akustischen Impuls, entstand meine, bis dahin einseitige Beziehung zu Nora Bossong, und das war ungewöhnlich genug.

Damals, es war das Jahr 2015, kannte ich als Literaturkritikerin der F.A.Z. Nora Bossong nur aus der Ferne. Ich hatte ihren Roman „36,9°“ gelesen. In diesem Jahr war ich außerdem zum ersten Mal Jurorin beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt.

Ich hatte eine Autorin gebeten, mit einem Text dort aufzutreten. Wir diskutierten Entwürfe, sie schickte mir Romanauszüge, ich gab ihr meine Einschätzungen, wir waren euphorisch, verunsichert, beide ohne Erfahrung, was uns an diesem Wörtersee widerfahren würde.

Und eines Tages, es war schon recht spät, da schickte mir die Autorin – keinen Text, sondern besagte Hör-Datei. Ich sollte nur hören, was sie verfasst hatte, nicht lesen, sie wollte mir damit einen echten Klagenfurt-Moment verschaffen, wie sie schrieb. Denn auch am See lesen die Autoren auf offener Bühne und der Höreindruck ist mindestens so entscheidend wie der geschriebene Text.

Voller Spannung, nervös, aufgeregt, öffnete ich die Datei – und das erste, was mit ins Bewusstsein drang, war ein Name. Aber es war nicht etwa der Name der Autorin, der Verfasserin des Textes, Nora Gomringer, sondern der Name einer ganz anderen Autorin, der da wie ein Blitz einschlug: Nora Bossong.

Ich war verwirrt, überrascht, fasziniert auch. Denn was mir da an diesem verregneten Frühlingstag aus meinem Smartphone vorgespielt wurde, war ein großartiges Stück, das sich „Recherche“ nannte und vom Schicksal eines kleinen Jungen handelte, der aus ungekannten Gründen aus dem Fenster eines Wohnhauses gestürzt war. Und diese Frau, diese Nora Bossong, schickte sich in der Erzählung an, die Hintergründe des Unbegreiflichen herauszufinden. Wer der Junge war. Warum er gefallen war. Sie suchte das Haus auf, sprach mit den Bewohnern, machte sich ein Bild.

Wie bringen wir Nora Bossong das bloß bei, war mein nächster Gedanke. Denn indem ihr Schreiben hier zum Anlass wurde, wie also sie, eine Autorin namens Nora Bossong, sich einer solchen dramatischen Geschichte, annähern würde, wie sie Stimmen und

Stimmungen in sich aufnehmen und wiederum in ein Textgefüge hineingeben würde, der sich nicht zuletzt, darin liegt ein Raffinement des Textes, auch gegen die Rechercheurin selbst wenden würde, weil da mitverhandelt wird, ob und wie man sich an der Realität bedienen darf, all das alles schoss mir gleichzeitig durch den Kopf.

Es war kühn, ein Wagnis, und - um für Sie die Geschichte an dieser Stelle abzukürzen – als ich Nora Gomringer mit klopfendem Herzen fragte, wie Sie diese heikle Klippe denn nun zu umschiffen gedenke, da lachte sie nur und sagte, längst erledigt. Sie habe es Nora Bossong erklärt, ihr einen Blumenstrauß geschickt. Sie, Nora Bossong, sei einverstanden, sagte Nora Gomringer.

Und so hat die seither vielfach - und heute ganz besonders - geehrte Nora Bossong nicht nur über diesen anekdotischen Umweg für mich nicht zuletzt auch irgendwie Klagenfurt mitgewonnen, und ist für mich seither dieser durch Ibsen verewigte Vorname Nora, diese moderne Form von Noberta, „der Glänzenden aus dem Norden“, gleichsam zur Doppelnorahelix geworden, wie sie nur Literatur erschaffen kann.

Ich habe damals über den Umweg der Fiktion außerdem etwas Elementares begriffen über die sehr reale Nora Bossong und ihre poetologischen Strategien, die sie im Laufe Ihres Schaffen immer aufs Neue überprüft, überarbeitet, verfeinert hat.

Denn es geht ihr, so lese ich jedenfalls ihr Werk, ja tatsächlich nicht zuletzt darum, dem Verfahren von Journalisten oder Ermittlern übrigens nicht ganz unähnlich, Schichten freizulegen. Sprachschichten. Millieuschichten. Historische Ablagerungen. Und dafür geht sie hinaus - in die Welt. Setzt sich der Gegenwart aus, unserer Gegenwart. Und vor allem: Sie spricht mit den Menschen, mit den Prostituierten, den UN-Mitarbeitern, den deutschen Mittelständlern, den französischen Gelbwesten.

Nora Bossong, von der es heißt, sie habe kein Smartphone, bewohnt also nicht die Abgeschiedenheit, lebt nicht von Stift und Schreibtisch allein, sondern ist vielmehr ein überaus wache, überaus sensible Zeitgenossin, die sich immerzu aufs Neue unvoreingenommen und mit geöffneten Poren da draußen auf die Suche nach Antworten macht. Und das mündet bei ihr nun nicht etwa in Prozesse mit Zeugen, Beweisen, moralischer Ausrichtung. Sie münzt das aus Neugier, Beobachtung und Interaktion gewonnene Erfahrungsbündel in etwas anderes um, nämlich

in außergewöhnliche Literatur. Ihr Schreiben schildert ja eben keine tagesaktuellen Momentaufnahmen, sondern gibt mitunter beklemmende Einblicke in Abhängigkeitsstrukturen.

Als Lyrikerin, als Romanautorin, als Essayistin - Nora Bossong ist, wie Sie wissen, eine vielfältige Autorin mit großem Repertoire, die sämtliche Genres zu bespielen versteht – als Lyrikerin, Romanautorin und Essayistin also geht es ihr in der Tiefe ihres Werks tatsächlich um so etwas wie literarische Wahrheit. Voraussetzung hierzu ist textliche Autonomie. An diesem Prozess der Transparenz lässt sie nicht zuletzt auch uns, ihre Leser, teilhaben, wenn sie etwa als Beobachterin nicht nur abbildet, was da ist, sondern sich selbst als Beobachtende in ihre Literatur gleichsam mit hineinschreibt und damit einen reflexiven, in sich gewundenen Prozess in Gang setzt, den ich die Bossong'sche Doppelhelix nennen würde.

Ihre Verfahren sind raffiniert, wenn sie etwa in ihren Texten die Chronologie zersplittert und Perspektivwechsel in schwindelerregender Komplexität gestaltet.

Bereits in ihrem 2012 erschienenen Roman „Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ verknüpft sie zwei Handlungsstränge, Aufstieg und Fall eines Familienunternehmens mit einem Vater-Tochter-Konflikt. Gerade hier könnte man nun einen, freilich modern gewendeten buddendbrook'schen Nachhall herauslesen. Doch Nora Bossong erzählt vom Niedergang einer Familie in einer anderen Intention. Sie will da so etwas Deutschland erzählen über wählt dafür keine studentisches Milieu und auch keine Künstlerfiguren, die überhaupt in ihren Romanen kaum je vorkommen, sondern den deutschen Mittelstand, die Mittelschicht – denn auch wenn wir in den allermeisten Fällen keine Unternehmer sind, so sind jedenfalls sehr viele von uns Angestellte eines Unternehmens und stehen also in direkter Beziehung zu dieser Ökonomie.

Auch hier geht es wie so oft bei Nora Bossong um das Verhältnis von Individuen und Systemen, und darum, wie Macht und Ohnmacht sich zueinander verhalten, sich ausbalancieren – oder eben, leider, meist nicht. Wie eine Unternehmenskultur bis ins Intimste der Einzelnen hineinwirkt, und längst nicht nur bei den Arbeitnehmern, sondern ebenso bei den Arbeitgebern, wer also in diesem betrieblichen Kontext wen beherrscht, wer wen zurichtet, das ist der virulente Konflikt dieses Romans.

Insofern lese ich diese Erzählung vor allem als Gegenbewegung zu den Buddenbrooks von Thomas Mann. Denn Nora Bossong ist es nicht um den verzweifelten Abwehrkampf einer Familie gegen den Niedergang zu tun. Sie erzählt vielmehr von einem, der oben ist, und nach unten will, koste es was es wolle. Der Preis ist hoch. Dass der Firmenboss nämlich glaubt, dass sich auch „sein Leben noch verändern könne, die Herkunft nicht alles festlege, und er den vorgezeichneten Weg gefahrlos verlassen könne, bleibt ein Wunsch.

Auch in ihrem Roman „36.9“ verknüpft Nora Bossong kühn zwei Handlungsstränge, wenn sie aus dem Leben des italienischen Philosophen und Mitbegründer der kommunistischen Partei Antonio Gramsci erzählt, der von den Faschisten verhaftet wurde und zehn Jahre im Gefängnis saß, mit der Gegenwart, in der ein Göttinger Wissenschaftler auf Gramscis Spuren nach Rom reist.

Schwindelerregend wird da die zerbrochene Ehe eines selbstgefälligen Forschers mit der Analyse des Mussolini-Terrors verknüpft. Dass nicht nur die Liebe bei Nora Bossong politisch ist, sondern auch der Sex, das arbeitet sie dann 2017 in ihrer Langzeit-Beobachtung „Rotlicht“ heraus. Und reiste sie für ihr Gramsci-Buch nach Italien, sprach mit alten Kommunisten und durchforstete Bibliotheken, so ging sie nunmehr für ein ganzes Jahr in eine Wirklichkeit der abseitigen Orte und traurigen Existenzen, ungefiltert und ohne Airbag.

Für diese Beschäftigung mit der Prostitution las sie nicht nur Susan Sontag, George Bataille oder die Enzyklika von Benedikt XVI., sondern suchte die Feuchtgebiete deutscher Sexkinos, Bordelle und Erotikmessen auf. Dabei zeigt sie das Discount-Geschäft mit der käuflichen Lust nicht nur als einen Marktplatz, an dem Frauen als Ware, nicht aber als Kunden vorgesehen sind, sondern sie holt diese Parallelwelt über ihr Schreiben gleichsam zurück in unsere Gegenwart. Immer wieder ist es dabei ihr Blick für die Details, der Nudelsalat im Swingerclub, der in seiner Banalität etwas unendlich trauriges hat.

Filterlos, schutzlos, das nun wird in ihrem jüngsten Roman zum zentralen Motiv, das sich hier nunmehr im Binnen- wie im Außenverhältnis manifestiert und mitten hineinschießt ins Innere der Konflikte. Zugleich lese ich diesen Roman als so etwas wie eine poetologische Selbstauskunft der Autorin selbst. Er hat für mich nicht zuletzt deshalb exemplarischen Charakter, weil er nicht nur unauflösbare Widersprüche im politischen Weltgefüge zur, besser gesagt, in Sprache

bringt, sondern er bis in die Ambivalenzen des Erzählens selbst vordringt.

Wem gehört die eigene Geschichte? Wie lässt sich davon erzählen, wer erzählt, wer darf erzählen und was folgt daraus, zumal, wenn nichts daraus folgt? Das sind die beunruhigenden Fragen in der Tiefe dieses Romans, der, anders als sein Titel „Schutzzone“ vermuten lässt, sich aus dieser „Schutzzone“ ja gerade auch literarisch hinauswagt. Er verweigert sich jeglicher einfacher Antworten, und er verfolgt keine Besänftigungsstrategie. Ganz im Gegenteil.

Der Roman, angesiedelt auf der großen Bühne der Weltpolitik, bringt uns vielmehr in die Schutzlosigkeit und an Grenzen, wenn er untergründige Strömungen und politische Lippenbekenntnisse offenlegt und entlarvt. Das Spannungsverhältnis von System und Subjekt so zu erzählen wie Nora Bossong dies hier tut, das zeugt allein angesichts der stofflichen Dimension von literarischer Furchtlosigkeit.

Erzählt wird von Mira, einer mittdreißigjährigen Diplomatin, die im Auftrag der Vereinten Nationen zwischen den kühlen Verwaltungsbüros in Genf und den heißen Einsatzorten afrikanischer Krisengebiete hin- und herpendelt und darüber den, ja naiven Glauben eingebüßt hat, dass die Welt zu ändern, ja zu verbessern sei.

Eine große Traurigkeit umweht sie aber nicht nur, weil ihr die Aussichtslosigkeit ihres Tuns so drastisch vor Augen steht. Auch sonst hat nichts in ihrem Leben Bestand, und das ist nicht zuletzt die unmittelbare Folge dieser beruflich aufreibenden Existenz im Provisorium. So wie die völkerrechtliche Krisen kommen und gehen, tauchen Männer auf und verschwinden wieder. Das private, das Politische, in dieser Biographie ist es heillos ineinander verstrickt.

Bei diesem Erzählfluss haben wir es tatsächlich weniger mit einem Fluss zu tun, auch wenn die lyrisch-reflexive Sprache von Nora Bossong kristallklar wie Wasser ist, sondern vielmehr mit dem Auffangbecken eines großen Wasserfalls, in dem es brodelnd und strudelnd und schäumend und das von immensen Kräften immer aufs Neue aufgewirbelt wird.

Auch hier verweigert sich Nora Bossong der Chronologie, sondern springt lieber zwischen den Zeiten und Kontinenten hin und her und lässt dabei ihre Sätze bisweilen uferlos werden. Die Zerrissenheit eines Innenlebens fließt ein in Sprache, wird sichtbar im Sprachgefüge selbst,

das mal federleicht ist, dann wieder schäumt und das Geschehen semantisch antizipiert.

Mit ihrem Weltrettungsbedürfnis wäre diese Mira bei den Vereinten Nationen ja doch in guter Gesellschaft, könnte man meinen, wäre da nicht die beschränkte Haftung. Denn diese Frontkämpferin hat längst begriffen, dass sie mit ihrem Ausverhandeln um wenn nicht Frieden, so oder doch wenigstens Kompromisse keine verlässliche Macht an ihrer Seite hat. Die Organisation, diese Uno, erweist sich als „zahnloser Tiger“, vor allem dann, wenn es gilt, einzuschreiten.

Der Roman arbeitet dabei nicht nur heraus, wie diese nach dem Schock des Zweiten Weltkriegs gegründete Organisation zum Schutz des Völkerrechts ein behäbiges Gebilde ist, das nur prekäre Refugien bereitzustellen in der Lage ist. Denn vordringlich ist es vor allem mit sich selbst beschäftigt. Und genauso wie die Frotteefirma Tietjen & Söhne wird auch die Uno zur Antagonistin im Roman.

In diesem Spannungsverhältnis wird auch der Protagonistin folglich kein Schutz gewährt, sondern ihr wird vielmehr dort, wo sie wehrlos ist, hilflos und ausgeliefert, auf den Leib gerückt. Der Roman fördert alles zutage, was sich dort abspielt, wo sich alles entscheidet, im verschütteten Ich: die geheimsten Wünsche, die Sehnsüchte, Versäumnisse, die Verantwortung. Die Gegensätze zwischen Innen- und Außenwelt spannt die Autorin aufs Äußerste. Die Beunruhigung, die daraus resultiert, die Fiebertemperatur, ist ästhetisch virtuos gemacht und literarisch klug gedacht.

Die eine vermeintliche Wahrheit gerinnt zur Wahrnehmung der vielen Einzelnen, deren Blick im Zweifel auch noch getrübt ist. Während das System in seinen behördlichen Semiotiken unerbittlich voranschreitet. Dass dabei Menschheitstragödien und die Idee des Helfens, des Eingreifens in Prozessualisierung ausgelagert werden, in Plansollerefüllung und handhabbare Statistiken kann die Strategie nur vordergründig verschleiern: „*Verbale Aufgeschlossenheit*, bei weitgehender Verhaltensstarre“, um an dieser Stelle mit dem Soziologen Ulrich Beck zu sprechen.

Aber wie auch soll Mira das gelingen? Parteien an einem runden Tisch zu versammeln, deren Vertreter alles anstreben nur das nicht, was Miras Auftrag ist: Empathie aufbringen für die andere Seite, Verständigung, Anerkennung – Versöhnung gar.

Die Rhetorik der Vereinten Nationen ist aber darauf ausgerichtet, Frieden und Gerechtigkeit zu stiften. Dass ihre Entsandte Mira diese Rhetorik beim Wort nehmen will, ist nicht ihre stärkste Waffe, sondern ihre größte Schwäche. Denn die Folge sind asymmetrische Verhältnisse.

Das Scheitern wird am Beispiel des Völkermords in Ruanda deutlich, der wie kein anderer für den Vorwurf an die Friedensmissionäre steht, sich im entscheidenden Augenblick davongemacht und dem Morden seinen Lauf gelassen zu haben. Weil es plötzlich nur noch um eins ging, vielleicht ja gehen musste: die Rettung der eigenen Leute. In „Schutzzone“ erweist sich die desolate Situation im Nachbarstaat Burundi, der aufgrund seiner Armut an Bodenschätzen nie im Fokus der Öffentlichkeit stand, als eine verhängnisvolle Verknüpfung aus Schuld, Untätigkeit und Fehleinschätzung. Morde, Kindersoldaten, Vergewaltigung, Potentaten, Täteropfer - Nora Bossong präsentiert uns das ganze schaurige Tableau, und mittendrin die UN-Legionäre in ihren ummauerten Camps.

Wenn Nora Bossong ihre Protagonistin Gedanken formulieren lässt wie den, als „Expat“ niemals dazuzugehören, „dort nicht, wo wir gerade sind, und nicht mehr da, woher wir einmal kamen, diese Gegend oder Gemeinschaft, die sich Heimat nennt“, dann beschreibt dies nicht zuletzt auch die Position der schreibenden Beobachterin. Der teilnehmenden Beobachterin. Die sie zunächst ist, ahnungslos und wissbegierig, aufgeschlossen, unvoreingenommen. So geht sie in das fremde Geschehen, um sich dann eingestehen zu müssen, eben nur auf diesem Beobachter-Plateau zu stehen und nirgendwo sonst.

Auch deshalb hören wir die Uno-Mitarbeiter, die sich fragen, ob es so etwas wie Wahrheit, Gerechtigkeit, Frieden überhaupt geben kann. Und so wie die fiktive Nora Bossong in Nora Gomringers Erzählung ein Haus aufsucht, um von den Bewohnern in Erfahrung zu bringen, was wirklich geschah, reist die reale Bossong mit der fiktiven Mira nach Afrika, um die Menschen dort zu befragen, wer wem was angetan hat. Gerechtigkeit wird es nicht geben, und ob schon das Erzählen selbst Entlastung bringt, auch das bleibt vor allem ein Wunsch.

Es ist eine fluide Studie der Enttäuschung und der Erschöpfung, die sich in das dunkle Herz menschengemachter Höllen mit hoher

Lichtempfindlichkeit vortastet, in der Hoffnung, doch irgendwo einen Funken zu erhaschen.

Wobei. Über ihrer Arbeit an „Schutzzone“ bekennt die Autorin in einem ihrer Essays angesichts des institutionellen Versagens, das Prinzip Hoffnung gänzlich aufgegeben zu haben. „Sie war einfach verbraucht“, schreibt Bossong, „bis ins Letzte.“ . „Eine schmerzliche Wahrheit“, könnte man ihr mit Thomas Mann antworten, „ist besser als eine Lüge“. Und doch entlässt Nora Bossong ihre Leser im selben Atemzug mit etwas, das ich dann doch als Hoffnung beschreiben würde. Wenn sie dem literarischen Denken die Möglichkeit attestiert, das, was auf der Fläche der Wirklichkeit geschieht, zu übersteigen und zu durchdringen. Dass Literatur, wie sie sagt, Utopien schaffen kann.

So erweist sich Nora Bossong als unbestechliche Beobachterin unserer Gegenwart, die sie einer schonungslosen Bestandsaufnahme unterzieht, die Verlogenheit, Falschheit entlarvt und die Doppelbödigkeit von Sprache und ihrer Floskeln vorführt. Aber sie bietet uns keine Lösungsansätze, ist keine Heilsverkünderin. Sie ist vielmehr eine Handlungsreisende des Nihilismus, deren Weltsicht nicht zuletzt darin besteht, das Sinnlose, das Hoffnungslose der menschlichen Existenz mit den Mitteln der Literatur zu zeigen. Darin ähnelt sie Friedrich Dürrenmatt, der in seinem Drama „Die Physiker“ formuliert hat: Was alle angeht, können nur alle lösen. Und jeder Versuch, eines Einzelnen, für sich zu lösen, was alle angeht, muss scheitern.“ Bei Nora Bossong wird die Welt zu einem Rätsel an Unheil, vor dem es gleichwohl kein Kapitulieren geben darf. Trostspender will diese Literatur nicht sein, allenfalls ein Denkraum der Möglichkeiten. Das ist nicht zuletzt, was die Literatin von der Aktivistin unterscheidet, und so kann man ihre Figuren als Einzelne begreifen, die die Verantwortung schultern und zugleich zu tragischen Figuren werden, weil ihr Handeln oder auch ihr Nichthandeln sie an den Abgrund führen, in den sie blicken – und wir mit ihnen.

Im Juli 2019, 25 Jahre nach dem Völkermord von Ruanda, ist Nora Bossong noch einmal in das Land gereist und hat einen Essay darüber geschrieben. Über dieses Land, das, wie sie es formuliert, zu klein sei, „als dass seine Bewohner einander aus dem Weg gehen könnten“, weshalb eine gemeinsame Erinnerung überlebensnotwendig scheinen mag. Sie beschreibt die Flüchtlingslager hinter den Landesgrenzen, in denen noch immer so viele darauf warten, endlich nach Hause zurückzukehren. Einige in den Lagern seien untergetauchte Verbrecher von 1994. Einige würden den Heimweg auch mit Waffengewalt

erzwingen. Wie – fragt Nora Bossong, „sollten diese Menschen sich an dasselbe erinnern?“ Kann es das geben, eine gemeinsame Erinnerung?

E fröstelt einen bei diesen Zeilen. Dieses Frösteln scheint mir Grundlage für das Denken und Scheitern von Nora Bossong zu sein. Die eben auch ihre Protagonisten einen hohen Preis zahlen lässt für das Mitmischen an vorderster Front, sei es an der Spitze eines Unternehmens oder im Kampf um den Weltfrieden – der Preis ist Einsamkeit. Ihre Figuren sind in Wahrheit Flüchtlinge, die hinter großen Zäunen eingesperrt sind. Anders aber als die Opfer von Krieg und Gewalt, stehen sie nicht außerhalb, sondern sind von Zäunen umzingelt. Weil die Systeme, in denen sie sich aufhalten, sie verändern, manipulieren und zurichten, und sie zugleich nichts anderes haben als sich eben darin zu organisieren.

Nora Bossong ist klug genug, nicht nur den Systemen, sondern auch ihren Figuren zu misstrauen. Moralische Eindeutigkeiten sind bei ihr deshalb nicht zu haben. Mit Thoma Mann teilt sie dabei nicht nur die Gewissenhaftigkeit der Recherche, sondern auch den Ansatz, Ungerechtigkeiten nicht nur explizit zu benennen, sondern vielmehr erfahrbar zu machen.

Literatur erzähle davon, schreibt sie an einer Stelle, „wie Menschen an sich selbst scheitern oder zugrunde gehen, und, ja, manchmal werden sie auch glücklich aneinander, zumindest für den Moment.“ Literatur zeige den Menschen in seiner ganzen Zerrissenheit, in der Verlorenheit zwischen dem, was mutmaßlich richtig, und dem, was mutmaßlich falsch sei. Vor Jahren wurde sie einmal gefragt, was denn ihre Lieblingsbeschäftigung sei. Die prompte Antwort lautete: „Wahlsendungen im Fernsehen schauen“. Und wer ihre Helden der Wirklichkeit seien? „Die Verlierer des Wahlabends“, entgegnete sie.

Wir dürfen gespannt sein, wohin Nora Bossong ihre Leser gerade in diesem schicksalhaften Wahljahr mitnehmen wird. Dass sie es vermag, aus solchen Momentaufnahmen drängende Fragen zu destillieren, die uns alle angehen, ist klar. Nie aber ist klar, wie und in welcher Form sie dies zu tun gedenkt. Lassen wir uns darauf ein.

Liebe Nora Bossong, ich gratuliere sehr herzlich zum Thomas-Mann-Preis.